

## **Studium – Freie Kunstschule – Bewährungsheim**

Nach dem Abitur stellte sich die Frage: Wie geht es weiter? Die TBC – so hatte ich den Eindruck – war möglicherweise nicht ganz auskuriert. Deshalb erschien mir das Studium der freien Kunst trotz meines Interesses an der Malerei zu riskant, obwohl mir mein Kunstlehrer in den Ohren lag „Mit der Mappe würden die in Berlin dich mit Kusshand nehmen“. Deshalb entschied ich mich für das Nächstliegende, nämlich in Göttingen Englisch und Geschichte zu studieren. Die Absicht, auch noch Theologie dran zu hängen, ließ ich fahren. Denn für ein Nebenfach extra altgriechisch zu lernen, erschien mir überflüssig. Dafür entdeckte ich einen Zeichenkurs im Studium Generale, den der Kunsthistoriker Tintelnot abhielt. Hieran nahmen Kommilitoninnen teil, die sich für eine Bewerbung an der Kunstakademie Stuttgart vorbereiteten. Dies erschien auch mir erstrebenswert. Um weiterhin das Stipendium „Honnefer Modell“ zu bekommen, musste ich in Englisch und Geschichte Semesterprüfungen bestehen. Da ging es um die Artuslegende in der englischen Literatur und um die Zisterzienser.

In der Zeit, als ich in Göttingen war, vollzogen sich im Norden fundamentale Änderungen. Kurt und Ursula übernahmen einen Lebensmittelladen in Göttingen, wo ich sie während meines Studienaufenthalts häufig besuchte. Meine Mutter zog vorübergehend zu ihrem Bruder Artur nach Sebexen im Kreis Osterode.

Im Herbst danach aber raffte ich meine gesammelten Werke zusammen, um mich an der Kunstakademie in Stuttgart zu bewerben, und stellte mich an die Autobahn, um per Anhalter nach Stuttgart zu fahren. Bei dieser ersten Bewerbung scheiterte ich an der großen Zahl von Mitbewerbern. Hier zeigte sich, dass Aspiranten, die einem der Prüfungsprofessoren schon mal ihre Mappe vorgelegt hatten, bessere Karten hatten. Ich gehörte nun nicht zu den Auserwählten. Und es war Prof. Neuner, der mir riet, für ein Semester die Freie Kunstschule zu besuchen, um mich dort auf die Akademie vorzubereiten. Ich musste schnell eine Entscheidung treffen, entweder an den gesicherten Lebensunterhalt in Göttingen zurückzukehren oder mich in Stuttgart allein durchzuschlagen, vor allem, wo würde ich wohnen? Es war damals üblich, dass man in einer Jugendherberge bis zu drei Tagen Gastrecht hatte. Es war hier eine nachsichtige Herbergsmutter, die meinen Aufenthalt immer verlängerte, bis sie

eines Tages von einem Heim unten in der Stadt sprach, in dem man einen jungen Mann unterbringen könne. Es war eine Baracke in der – ich glaube – Urbanstraße nahe Olga-Eck, die später der Stadtsanierung zum Opfer fiel.

Bei meinem Besuch trat ein Beinamputierter aus der Tür, der mir verriet, es handele sich hier um ein Bewährungsheim, in dem man straffällig gewordene Jugendliche mit unbelasteten zusammen wohnen lässt. Er, Frieder Schütze, war Bewährungshelfer, wie auch der Heimleiter, Herr Krickl, dessen Frau mit Kleinkind für die Belegschaft kochte. Ich kam in ein Zimmer mit dem Türken Ali von der Staatsbauschule und einem jungen Räuber aus Görlitz. Ein Mitbewohner in einem Nachbarzimmer war Eddy Trippner – klein, athletisch und Boxer im Fliegengewicht. Unterkunft und Verpflegung kosteten 130 DM, ich selbst bekam eine Waisenrente durch meinen Vater in Höhe von 80 DM pro Monat. Also musste ich mir durch Autowaschen und später bei einem Landschaftsgärtner etwas hinzu verdienen.

Glücklicherweise durfte ich Mutter immer ein Paket mit gebrauchter Wäsche schicken, die ich dann sauber zurück bekam, ergänzt durch Weihnachtsgebäck und andere Köstlichkeiten. Eines Abends hörten wir im Karton unter meinem Bett scharrende Geräusche. Es waren Mäuse, die durch eine seitliche Öffnung eingedrungen waren und sich über die Pfefferkuchen hermachten. Da die Mäuse des Nachts zahlreich über Tische und Bänke des zentralen Speiseraums sprangen, stellten wir Mausefallen auf für 10 Pfennige pro Maus. An jenem Abend waren es um den besagten Karton herum nacheinander elf Stück.

Tagsüber besuchte ich die Freie Kunstschule. In einer weitläufigen verräucherten ehemaligen Fabrikhalle mit einem Kanonenofen war sie nach der Universität für mich eine Art Abstieg. Die Leitung hatte der Grafiker König, unterstützt vom Aktzeichenlehrer Rudolf Müller. Er hat beim Rückenakt immer Wert darauf gelegt, den siebenten Halswirbel, die Schulterblätter und die „Spiegelpunkte“ – gemeint waren die Grübchen der hinteren Beckendorne – zu sehen. Das Aktmodell stand oder saß jetzt im Winter dicht vor dem Ofen, und im Halbkreis herum beschäftigten sich die Zeichner. Für mich, der ich noch nie so dicht eine nackte Frau gesehen hatte, drängten sich die Rundungen der Brüste derart auf, dass Riesenräder daraus wurden.

Um im Heim Zeichnen zu üben, fand ich einen Tisch in der Ecke eines Hühnerzwingers, den sich die Familie Krickl im überdachten Außenbereich der Baracke eingerichtet hatte. Hierher nahm ich Übungsobjekte wie Werkzeuge, einen Kiefernast, ein Holzstück mit. Denn Prof. Neuner, der gern betonte, einmal Paul-Klee-Schüler gewesen zu sein, hatte mir angeboten, in der Zwischenzeit einmal meine Mappe zu beurteilen. Darin befanden sich auch die mit Kohlestift dick umrandeten Aktzeichnungen aus der Freien Kunstschule. Aber die galten bei Herrn Neuner nichts. Er zeigte mir kraftvoll und routiniert hingesezte Wurzelstämme, Tusche laviert. So müsse ich arbeiten. Und als ich ihm beim nächsten Mal solche Zeichnungen lieferte, trafen sie auf sein Wohlgefallen. Er sei zwar bei der nächsten Aufnahmeprüfung nicht zugegen, aber ich solle Herrn Prof. Gollwitzer sagen, ich wolle zu ihm (Neuner) in die Klasse. Als es dann so weit war, sagte Gollwitzer „Nein, nein, du bleibst bei mir“.

## **Gollwitzer-Klasse – Yella Hochreiter – Falkensteiner Höhle**

Gerhard Gollwitzer war der Leiter der Grundklassen für Kunsterzieher und hatte schon zwei einschlägige Zeichenschulen veröffentlicht. Das, was er an Aufgaben stellte „das Format erspüren, das farbige Grau, das Strukturen Sehen und Erfinden“, alles, was er mit seiner Überzeugungskraft sagte, war Evangelium für uns. Mit der Aufnahme in die Akademie bekam ich auch wieder „Honnefer Modell“ und konnte mir ein bezahlbares Zimmerchen suchen. Ich fand es in Riedenberg bei der Witwe Dose, zehn Minuten von der Straßenbahn-Endstation der Linie 10, die bis zur Akademie am Killesberg fuhr. Mein Zimmer lag, über eine Bodentreppe erreichbar, auf dem Speicher direkt unter dem Giebelwalm, der dem Zimmer seinen charakteristischen Zuschnitt gab und von Besuchern Sargzimmer genannt wurde.

Aber auch hier blieb ich nur eine Weile, denn unter den Gollwitzer-Schülern freundete ich mich mit Michael Kreuter an. Er war spontan und begeisterungsfähig und bot mir an, bei ihm im Haus zu wohnen. Das ging aber nicht ohne seine Mutter Yella Hochreiter, einst eine gefeierte Altistin am Staatstheater. Sie hatte das Haus von einer vermögenden Gönnerin billig zur Miete bekommen und durfte Zimmer weiter vermieten. Unsere erste Begegnung bei ihm zu Hause war mir peinlich. In seiner Offenherzigkeit räumte er sofort den Kühlschrank aus, um mich zu bewirten. Aber mitten hinein kam durch die Terrassentür eine abgearbeitete Frau mit grau strähnigem Haar, mit einem alten Fischgrätenmantel herein, auf dem Laubreste lagen, und sagte, ohne mich sonderlich zu beachten, in maskulin wirkendem vorwurfsvollem Ton „Micha, es ist so viel zu tun in Haus und Garten“. Nachdem das gesagt war und Micha Besserung gelobt hatte, bezog ich schließlich für 35 DM monatlich im Souterrain dicht vor dem Kohlenkeller eine Kammer mit einem Fenster zum Garten. In diesem Kellerraum hörte ich an einem 13. Februar - wie ein Geburtstagsgeschenk - das A-Moll-Klavierkonzert von Edvard Grieg. An einem anderen Tag hatte ich hier Besuch von Birgit Daiber, die eigentlich Michael besuchte, der im Garten beschäftigt war. Sie war ein blühendes Mädchen mit verlockenden Brüsten.

Unten im Souterrain übte ich auch Horn, weil ich inzwischen Anschluss im Posaunenchor der Leonhardsgemeinde gefunden hatte. Yella Hochreiter hatte davon gehört und vermittelte durch ihre Beziehungen für mich Hornunterricht beim Solohornisten des Stuttgarter Staatsorchesters, Stösser. Er empfahl mir im 3. Semester bei ihm an der Musikhochschule Horn zu studieren. Er verkaufte mir ein silbernes B-Horn, das ich noch heute habe und welches ein Hornist am Heilbronner Kammerorchester geblasen hatte. Mein altes F-Horn übernahm ein Mitbläser im Posaunenchor, der mir die Mitwirkung in einem Studentenorchester an einer Kirchengemeinde im Osten Stuttgarts vermittelte.

Aus dem Repertoire, in dem ich das 1. Horn blies, fallen mir ein: Die Erste von Beethoven, Schuberts Unvollendete, die Freischütz-Ouvertüre, ‚Ruy Blas‘ von Mendelssohn und ‚Eine Steppenskizze aus Mittelasien‘ von Alexander Borodin.

Als ich schon bei Yella Hofreiter wohnte, unterhielt ich immer noch freundschaftliche Beziehungen zu Eddy Trippner, der als Schreinermeister später nach Kamerun ziehen sollte, um dort ein Sägewerk aufzubauen. Er war agil und offen für Abenteuer und schlug mir vor, mit ihm einmal eine Höhlenwanderung zu unternehmen. Ziel war die Falkensteiner Höhle bei Bad Urach, in der er schon gewesen war. Später erfuhr ich, dass es noch eine zweite Falkensteiner Höhle geben musste. Vor dem Eingang lag eine Lichtung, in der wir mein Zelt aufbauen konnten. Am Tag vor dem Höhlengang machten wir ein kleines Feuer, um Pilze zu braten, die wir an den Hängen ringsherum gesammelt hatten. Dazu hatten wir einen Liter Rotwein. Nachts wurde ich wach durch ein Fauchen, und dann bemerkte ich, wie die Zeltwand von außen etwas eingedrückt wurde „Du Eddy, da sind Tiere!“ – „Ach, lass mich, das ist die Natur!“. Aber ich ergriff die bereitliegende Taschenlampe und riss den Reißverschluss am Eingang auf. Es war eine Herde Kühe, die irgendwo aus ihrem Gatter ausgebrochen war. Voller Zorn stürzte ich hinaus, um sie zu vertreiben. Das Erste war, dass ich in einen Kuhfladen trat, und am nächsten Morgen fanden wir ein Brot-Schneidebrett mit einem Hufabdruck aus Kohle von der Feuerstelle, welches ich in meinem Zimmer wie ein Relikt von Höhlenmalerei ausstellte.

Aus Sicherheitsgründen hatte Eddy einen Sportsfreund – einen Ringer – gebeten, uns nach dem Höhlenbesuch später zu empfangen. Er selbst hatte sich nicht getraut, weil man im Innern durch einen Siphon tauchen musste. Wir hatten Badeschuhe, Badehose, einen Bauhelm und einen zugeklebten Matchesack mit

Wollsachen. Nach ca. 800 Metern im Bachbett gelangten wir an den Siphon. Das war ein Fels mit einer langen Schräge, die am Ende ins Wasser tauchte.

Eddy, der diese Stelle schon kannte, tauchte voraus und zog an einem Seil den Matchesack hinter sich nach. Wann ich danach wieder auftauchen konnte, merkte ich am Felsen über mir. Zu sehen war nichts – es war stockdunkel, bis Eddy eine Taschenlampe anknipste. Während die Beine nackt blieben, zogen wir uns oben warme Wollpullover an. Zunächst ging es weiter im Bachbett, bis wir über Geröll und Felsschutt allmählich höher stiegen. Wir befanden uns im sog. ‚Heilbronner Saal‘ mit Tropfsteinbildungen, um deren Wirkung besser betrachten zu können, hatten wir Fackeln dabei. Nach einer Weile hörte der Weg auf, und wir mussten das Höhlensystem verlassen, um nach unten wieder auf die Höhe des Wassers herab zu steigen. Dazu musste man durch das ‚Fuchsloch‘. Eddy – schlank und von geringer Größe – hatte damit weniger Schwierigkeiten. Aber das Fuchsloch war eine winzige Höhle, in die man sich von oben hinein hangelte und unten den Ausstieg mit den Füßen suchen musste. Ich mit meinen 1,82 m hatte da Schwierigkeiten in der Enge, wo man überall mit dem Rücken anstieß und Platzangst hätte bekommen können.

Schließlich aber war auch das geschafft. Nach zwei Kilometern ab Höhleneingang war dann ganz unspektakulär der Weg zu Ende. Wieder stand man an einem Gewässer, durch das man nur mit Tauchausrüstung kommen würde. Der Rückweg war nun analog, allerdings musste man am Fuchsloch einen Klimmzug machen, um hinauf zu kommen. Draußen erwartete uns der Ringerfreund. Ein Glück, denn ein paar Wochen später ging die Meldung durch die Medien, dass eine Gruppe Biologiestudenten in der Falkensteiner Höhle eingeschlossen waren, weil es während ihres Aufenthalts heftig regnete, so dass der Wasserspiegel am schrägen Felsen weit anstieg. Sie mussten in einer komplizierten Aktion befreit werden.

Unser Haus in Stuttgart lag am Nordhang des Bopsers mit seinem Fernsehturm. Es lag in einem lang gestreckten Garten, der sich vom Eulenrain – einem Obstgarten-Weg – von unten den Hang hinauf bis an den Waldrand zog. Von der Haltestelle „Gerokruhe“ waren es ein paar Haltestellen weniger zur Akademie als von Riedenberg aus. Man hatte von hier einen beeindruckenden Blick auf die im Talkessel liegende Stadt bis hinüber zu den die Häuser säumenden Südhängen. Etwas unterhalb von uns im Fuchsrain hatte im WS1959/60 Steffen

Huth, der aus Berlin in die Gollwitzerklasse kam, ein Zimmer gefunden. Wir wurden trotz gänzlich unterschiedlicher Charaktere ein Freundschaftstrio. Ich hatte im Grundklassen-Studium soweit Fortschritte gemacht, dass Gerhard Gollwitzer seinen Bosch-Kurs mit mir teilte, in welchem er Angestellten der Firma einmal pro Woche Kunstunterricht erteilte. D.h. ich machte den Unterricht ganz und bekam die Hälfte vom Honorar.

## Atelierbau

Es war Michaels Spontaneität, die uns in der Werkklasse in ein Abenteuer versetzte. Im oberen Bereich des Gartens, zu dem ein Treppenweg geradeaus und ein Weg für die Schubkarre in Serpentina hinaufführte, stand ein winziges Gerätehäuschen von vielleicht vier Quadratmetern. Dies, so meinte er, könnten wir zu einem Atelier erweitern. Gesagt getan. Es gab Abbruchfirmen, bei denen man billig an Baumaterialien kommen würde. Dort fanden wir einen langgestreckten, in einzelne Segmente unterteilten, verglasten Metallrahmen, der für ein Oberlicht geeignet erschien. Den wollten wir an der Nordseite einsetzen, das übrige Haus mit Balken, Brettern, Fenstern und Dachziegeln drum herum bauen. Wir hatten einen jungen Freund aus der Familie von Hasselbach, aus dem Umkreis von Yella Hochreiter, der dabei war, eine Zimmermannslehre zu absolvieren, weil er an der Staatsbauschule studierte und Bauingenieur werden wollte. Er half uns, die Balkenkonstruktion fachmännisch mit Verzapfungen stabil zu machen. Seine Mutter, eine attraktive Frau um die vierzig und frühe Kriegswitwe, machte mit uns einmal eine Fahrt ins Grüne mit ihrem VW-Cabrio, mit einer Übernachtung in Garmisch-Partenkirchen.

Das Balkengerüst des Hauses stand bereits, als ich an einem Nachmittag von der Akademie nach Hause kam und am unteren Garteneingang ohne Klingel jemanden fand, der versuchte herein zu kommen. „Wohnt hier Hochreiter?“ Nach der Bejahung ließ ich ihn freundlich herein. „Sie bauen hier. Haben sie eine Baugenehmigung?“ Es war der Mann vom Bauamt. Natürlich hatten wir die Genehmigung nicht, nicht einmal die der Vermieterin. Er verhängte den sofortigen Baustopp. Nun mussten alle Hebel in Bewegung gesetzt werden. Unser Grundklassenlehrer Gollwitzer schrieb mit seiner Autorität ein Gutachten, wie wichtig es sei, dass – angesichts der engen Akademieverhältnisse – die Initiative der Studenten, Atelierraum zu schaffen, nur zu begrüßen sei. Und Yella Hochreiter ging zum Bauamt und spielte unter Tränen ihre ganze Melodramatik aus. Wir erhielten die Baugenehmigung mit der Änderung, dass dort, wo wir das schräg liegende Oberlicht haben haben wollen, nun der Giebel nach Norden



ausgerichtet sein müsse, wie an allen vergleichbaren Gartenhäuschen der Gegend. Statt der angestrebten 30 Quadratmeter durften es jetzt nur ca. 20 sein. Dafür hatten wir vor der Eingangstür eine überdachte Veranda. Denn die Fundamente für die Außenmauern lagen bereits fest.

Der Bauverlauf brachte einige Probleme mit sich. Wir brauchten zum Abdichten des Fensters noch etwas Bitumen. Es war ein heißer Sommertag, als ich es mit meinem nostalgischen Arztköfferchen in der Straßenbahn nach Hause brachte, da passierte es, dass die flüssig gewordene Ware aus Ritzen des Behältnisses heraustropfen wollte. Glücklicherweise hatte ich unsere Haltestelle gerade erreicht. Ein anderes Problem war, auf unseren Kamin einen Funkenkorb zu setzen. Denn so nahe am Wald verlief genau darüber ein Eichenast. Die Aufgabe löste ich so, dass ich einen quadratischen Blechkanister nahm, den Boden herausschnitt, und die Öffnung mit einem Fliegengitter überspannte und ihn auf dem Kamin vermauerte.

Nun hatten wir zur gleichen Zeit im Garten auch einen Tunnelofen zum Brennen unserer Terrakotten errichtet, eine lange Feuerkammer für Langholzabfälle von Baustellen, eine Brennkammer und danach den Abzug zum Kamin. Auch hatten wir vom sehr zu kritisierenden Abbruch des Kaufhauses Merkur – einer der wenigen erhaltenen Architekturen von Moses Mendelssohn – Linoleum für das Atelier mitgenommen. Aber davon war noch einiges übrig, das wir an einem Samstagnachmittag zum Anfeuern des Brennofens benutzten. Das gab eine enorme Qualm-Entwicklung, deren schwarze Wolke hinüberzog, wo jenseits des Zauns parallel zu unserem Häuschen eine schwäbisch bürgerliche Familie sich auf ihrer Terrasse zum Kaffee versammelt hatte. Wir konnten nur vermuten, dass sie es war, die uns angezeigt hatte. Postwendend kam am Montag der Mann vom Bauamt, um zu kontrollieren, ob wir auch einen Funkenkorb hätten. Er genehmigte ihn.

Als die Hütte fertig war, so dicht am Waldrand, störten wir niemand mehr bei unseren Feten. Ein beliebtes Getränk war ein billiger Rotwein „Fleur du Maroc“. Auch hatte ich seit Kurzem ein Motorrad Marke Zündapp 200, mit dem ich manchmal nach Betriebsende der öffentlichen Verkehrsmittel in den frühen Morgenstunden Gäste nach Hause fuhr. Auch habe ich damit einmal eine Fahrt mit maximal 100 Km/h zu Mutter nach Berenbostel hinter Hannover

unternommen. Die Strecke von geschätzt 600 Km musste ich auf der Autobahn unterbrechen, um den Vergaser zu reinigen. Das war im Sommer 1960.

## **Paris-Exkursion – Erste Tramp-Fahrt nach Italien**

Als damals der rührige ASTA eine Busfahrt nach Paris organisierte, haben dabei Steffen, Micha und ich dort vieles gemeinsam unternommen. Gollwitzer hatte uns geraten, unbedingt das Theater „Grand Guignol“ zu besuchen, da würden sich die jungen Schauspieler so richtig frei spielen. Zuvor aßen wir an einer Parkbank „zu Abend“. Wir hatten ein frisches Baguette, einen Camembert und eine Dose Ölsardinen, die ich in Ermangelung eines Öffners mit dem Taschenmesser aufschnitt. Ähnlich gewaltsam verlief auch das Theaterstück. Es ging um den Wilden Westen. Einer wurde von den Indianern an einen Marterpfahl geschnürt und irgendwie mit dem Tomahawk bearbeitet, so dass reichlich Blut floss. Am Ende der Heimfahrt, als alle im Bus dem Morgengrauen entgegen dümmerten, erklang aus dem Lautsprecher – wie ein Geschenk für mich gesendet – das beschwingte Violinkonzert von Mendelssohn-Bartholdy.

Nach der Parisfahrt in den Semesterferien schloss sich bald eine Reise nach Italien an. Dazu muss ich etwas ausholen. Unter den Mietern der Yella Hochreiter befand sich auch ein lieber begeisterungsfähiger Buchhändler, dessen Geschäft – die Stahlsche Buchhandlung – sich im Zentrum gleich neben der Stiftskirche befand. Das war Gerhard Huber. Mit ihm verband mich eine freundschaftliche Beziehung, und ich fuhr mit ihm als Sozius auf dem Motorrad manchmal spazieren. Bei einer Fahrt zeigte er mir das Waldhaus in der Schwäbischen Alb, das sein Vater als Herzoglicher Forstmeister hatte bauen lassen, aus dem wir später Stühle bekommen sollten.

Gerhard Huber, der sich gern „Xeno“ nennen ließ, war groß und schlank. Sein breites Schwäbisch klang blechern, und wenn er sich freute, krächte sein Lachen. Er war unglücklich verheiratet gewesen und hatte drei Kinder, war aber schwul. In seinem bibliophilen Freundeskreis waren auch zwei Krankengymnastinnen, von denen die eine, Susanne Haag, Beziehungen nach Italien hatte. Ihre Schwester Lore war orthodoxe Kommunistin und ihr Mann, Dottore

Pampiglione, war Professor für Tropenmedizin und deshalb häufig auf Reisen. Die hatten ein Haus auf der Isola del Giglio oberhalb des Porto direkt an der Straße zum Castello gelegen. Dort machten wir nun zu fünft Ferien. Im Untergeschoss gab es einen Eingang zu Räumen, die Susanne Haag und Hanna Rebmann belegten. Oben auf der Rückseite gab es einen weiteren Zugang zu einer Wohnung mit Küche, die wir zu dritt bewohnten. Xeno brachte noch seinen ehemaligen Lehrling Franz Zeithammer mit.

Um das Budget für die Fahrt etwas aufzufüllen, jobbte ich vorher bei einer Firma, die dabei war, ein Bad mit säurefesten Kacheln auszustatten, die mit Bitumen bestrichen werden mussten. Unter den Studenten gab es auch einen sehr schweigsamen, der sich nur zögernd in ein Gespräch einließ. Er hieß Peter Bake und war Musikstudent aus Leipzig, der damals noch ‚schwarz‘ über die Sektorengrenze in Berlin gekommen und über die Luftbrücke vorübergehend in die Bundesrepublik geflogen war. Da auch er nach Italien wollte, beschlossen wir, zusammen zu trampeln. Am Vormittag unserer Abreise musste ich zunächst auf ihn warten, weil er sich noch seine westdeutschen Papiere abholen musste.

Der erste Wagen, der an der Ausfallstraße nach Süden hielt - eine Autobahn gab es damals noch nicht - war ein Glücksfall. Es war ein neuer dunkelblauer Opel Kapitän mit gut aussehendem Fahrer, auch mit dunkelblauen Anzug und grau meliertem Haar. Er sah nicht aus wie ein „Kunstmaler“, der er aber behauptete zu sein, sondern eher wie ein erfolgreicher Geschäftsmann oder ein Banker. Er war gerade von seinem Atelier in Stuttgart gekommen, wo er Polizeihunde portraitiert hatte. Das war für mich, der ich nun gerade bei Gollwitzer erfahren hatte, was Kunst ist, nachgerade ein Ärgernis. Das Ende der Diskussion war schließlich, wie er seine Malerei begründete, nämlich dass er gute handwerkliche Arbeit leisten wolle, und es gehe ihm gut, wobei er Fotos seiner hübschen Töchter am Armaturenbrett deutete. Er habe außer in Stuttgart auch ein Atelier in Paris und fahre nun zu seinem Hause in Bern.

Trotz des Dissenses waren wir froh, mit ihm fahren zu können, und er war so generös, uns in Schaffhausen extra zum Rheinfall hinunter zu bringen. Als wir in Zürich angelangt waren, wollten wir eigentlich aussteigen, um von dort auf der Südlinie über den Gotthardpass zu kommen. Da er uns aber anbot, mit ihm nach Bern zu fahren, akzeptierten wir dies gern, um diese Stadt kennenzulernen. Dort bezogen wir die Jugendherberge und wollten uns für den nächsten Vormittag

Zeit zum Besichtigen zu lassen. Wir verabredeten uns zur Mittagszeit. Er ging in den Botanischen Garten, während für mich das Kunstmuseum wichtig war. Ich fand dort eine nicht enden wollende Zahl von Paul Klee - Bildern und in totalem Kontrast dazu im geräumigen hohen Treppenhaus eine Reihe überlebensgroßer Darstellungen von abstürzenden Bergsteigern von Ferdinand Hodler.

Als wir schließlich wieder winkend an der Straße standen, hielt ein großer amerikanischer Wagen, der verheißungsvoll zu sein schien. Aber nach ca. zwölf Kilometern hielt der bäuerlich anmutende Fahrer an einem Nebenweg und sagte, er müsse jetzt hier zu seinem Hof fahren. Jetzt merkten wir, dass die West-Ost-Route zum Trampen weniger als die Nord-Süd-Route geeignet schien. Als nächster Wagen hielt ein kleiner Austin, in dem bereits drei ältere hilfsbereite Damen saßen, die uns auf der Rückbank noch Platz machten. Ich hatte außer meinem Arztkofferchen nur einen Trenchcoat über dem Arm und eine Zeichenmappe dabei. Nachdem wir allmählich in höher gelegenen Gegenden waren, hatten auch unsere englischen Mistresses ihr Ziel erreicht und wir standen im Nirgendwo, um uns herum nur Berghütten. Da wir hier nicht weiter kamen, mussten wir irgendwo übernachten und gingen in eine solche Hütte. Wir fanden am Boden nur etwas Spreu, aber noch keine neue Heuernte. Also legten wir uns auf den Boden und deckten uns mit dem Trenchcoat zu.

Über Nacht hatte es angefangen zu regnen, und es war – obwohl August – bitter kalt. Wir gingen bis zur nächsten kleinen Ortschaft und versuchten dort unser Glück. Von hier schickte mir Peter später, wieder zurück in Leipzig, ein Foto eines riesigen Bernhardiners auf einer Brücke neben einem Schild mit der Aufschrift „Aare“, was mir sehr gewagt vorkam, weil die ostdeutschen Behörden alle Post in den Westen sorgfältig zensurierten. Da wir nun nicht weiterkamen, trennten wir uns, und um ihm den Vortritt zu lassen, ging ich ein Stück weiter. Nach wenigen Minuten kam aus einer Nebenstraße ein großer Citroën mit französischer Nummer und nahm mich mit durch Regen und Nebelschwaden über den Sustenpass bis nach Bellinzona. Nach anfänglichem Suchen erfuhr ich, dass hier keine Jugendherberge sei, aber in Camorino gäbe es eine Übernachtungsmöglichkeit. Nun folgt eine Geschichte, die mir auch noch in der Erinnerung märchenhaft vorkommt.

Ich kam im Dunkeln zu einem geöffneten Tor mit seitlichen Pfeilern und Kugeln darauf, das in einen Gutshof führte. Soweit ich erkennen konnte, lagen links

Stallungen und Wirtschaftsgebäude, und rechts stand ein prächtiges Herrenhaus mit einem breiten Treppenaufgang. Kein Mensch oder Tier war zu sehen, alles lag im Dunkeln. Nur in einem Stallgebäude entdeckte ich einen Lichtschein und fand dort mit Hühnern beschäftigt eine alte Frau. Ich sollte dahinten die Treppe hinaufsteigen, da fände ich Betten. Gemeint war eine alte Eisenstiege an einem der Nebengebäude. Oben angekommen öffnete ich die Tür und schaltete eine von der Raumdecke herabhängende Glühbirne an. In dem trüben Lichtschein entdeckte ich eine Reihe eiserner Bettstellen mit Strohsäcken und Decken darauf. Ohne meine Liege auf Sauberkeit überprüfen zu können, legte ich mich schlafen. Ich wurde nur wach, als um Mitternacht einer polternd Licht anmachte und sich in ein Bett legte. Er schien ein Knecht zu sein, der um sechs Uhr morgens wieder den Raum verließ.

Als ich früh wach wurde, blickte ich vom Bett aus dem Fenster. Die trübe Welt des Abends hatte sich ins Gegenteil verkehrt. Gleißendes Sonnenlicht lag auf dem weich bewaldeten Hang, darüber strahlendblauer Himmel. Ich war im Tessin. Es war eine Wunderwelt, und ich kam mir vor, wie Eichendorffs Taugenichts. Ob ich hier ein Frühstück bekam, weiß ich nicht mehr. Überraschend aber gab mir die alte Frau einen Stempel in meinen Herbergsausweis. Dass mir das Ganze so unwirklich vorkommt, liegt an der Tatsache, diesen Hof mit dieser Einfahrt nie mehr gefunden zu haben, so oft ich ihn in den Folgejahren gesucht habe.

Der Fahrer im ersten Auto, das ich bestieg, war ein Italiener, der mich bis Mailand mitnahm. Da ich noch nicht Italienisch konnte und er nichts anderes, konnte ich mir doch mit ein paar lateinischen Infinitiven helfen. Ähnlich verhielt es sich im nächsten Wagen, einem FIAT 600, der hinter den Vordersitzen ausgeräumt war und Gemüse transportierte. Sein Reiseziel Rapallo lag hinter Genua. Aber ich fuhr mit dorthin, weil ich den berühmten Ort sehen wollte, wo der deutsche Außenminister Walther Rathenau nach dem ersten Weltkrieg den Pakt von Rapallo unterzeichnet hatte. Aber ich sah nichts Außergewöhnliches außer einem hoch über dem Meer gelegenen Badeort an der Riviera.

Nun war es Abend, und ich begann, mich auf einer Parkbank einzurichten. Nachdem ich schon kurze Zeit gelegen hatte, überdachte ich meine Situation. Mir viel ein, dass die Bahn hier viel billiger war, als in Deutschland, und dass ich mir das Ticket leisten könne. Also ging ich zum Bahnhof, löste eine Fahrt nach

Orbetello, und bald schon lief mein Zug nach Rom ein. Die Fahrt war auch wieder ein Erlebnis, an das ich gern denke. Sie begann in einem überfüllten Waggon, in dem unter den Sitzen Hühnerkäfige standen und auf den Gepäckablagen Gemüseboxen. Die Marktfrauen ergänzten lautstark das Gackern der Hühner. Dazu muss man wissen, dass die Abteile vier statt drei Sitze nebeneinander hatten und der Gang dafür schmaler war. Nach einigen Stationen begann es leerer zu werden. Ich streifte durch den Zug, um vielleicht ein leeres Abteil zu finden, kam an einem mit geschlossenen Vorhängen vorbei und öffnete die Tür vorsichtig. Da hatte einer die Sitze an seiner Seite herunter geklappt und schlief. Das machte ich auch auf der anderen Seite und schlief und schlief auch, bis er in La Spezia ausstieg. Nun konnte ich das Fenster öffnen und die milde Luft der Sommernacht einatmen. Die erntereifen Getreidefelder verströmten ihren Duft, die Grillen zirpten, und über alles breitete der Vollmond seinen Schein. Es war der erste tief eingegrabene Eindruck von Italien. Im Morgengrauen kam ich in der Bahnstation von Orbetello an, wo mir eine kleine langbeinige grau getigerte Katze die Zeit vertrieb, bis nach zwei Stunden der Bus nach Porto Santo Stefano abfuhr. Auch hier musste ich auf die Abfahrt der Fähre nach Giglio warten. Die Sonne schien, die See war ruhig, und die Insel in der Ferne wuchs allmählich, bis sie groß vor mir stand.

## Giglio

Das Haus im Porto hatte oben seitlich eine von Wein überwachsene Terrasse, an der wir zusammen frühstückten. Von hier war es eine Viertelstunde Fußweg bis zur Badebucht „Canelle“, wo man vom Sandstrand oder über Klippen ins Wasser steigen konnte. Da unsere Damen den Weg über die Klippen bevorzugten, machte ich es ihnen nach mit dem Ergebnis, dass ich – obwohl gewarnt – beim Heraussteigen in einen Seeigel trat. Das Schwimmen hatte ich mir bei einem Besuch in Glücksburg in der Flensburger Förde selbst beigebracht und kostete es jetzt hier aus. Man mag es unvorsichtig nennen, aber an einem der ersten Tage schwamm ich allein weit in die Bucht hinaus, mochte nicht gleich zurück schwimmen und blieb bis zu zwei Stunden. Hier, getragen vom Wasser, das die Sonne an der Oberfläche erwärmt hatte, schwebend über der schwarzblauen Tiefe. Bald auf dem Rücken, bald auf dem Bauch liegend, erlebte ich ein Gefühl der Freiheit, losgelöst von allen Bindungen, auch von familiären Banden. Überhaupt war die ganze Reise mit ihren fremdartigen Erlebnissen eine Befreiung von allen möglichen – auch anerzogenen – Einschränkungen und Beschränkungen.

Die Sicherheit im Schwimmen brachte mich wie von selbst zu kleinen Tauchversuchen mit den Schwimmflossen. Das Wasser war durch die „Maschera“ klar bis zum Grund und hielt viele Überraschungen bereit. Aber eines Tages stachelte Hanna Rebmann mich an, nach Steckmuscheln zu tauchen, und sie zeigte mir einen Ort in der Nähe der Klippen, an denen Jahre später die „Costa Concordia“ auflaufen sollte. Aber sie schienen in unerreichbarer Tiefe, außer einer, die sich losgerissen hatte und weiter oben am Felsen dümpelte. Die zu erreichen schien möglich, jedoch scheiterte ich beim ersten Versuch. Beim zweiten war ich fast dran, musste aber aufgeben. Dann nahm ich alle Kraft zusammen, holte tief Luft und tauchte ab. Der Weg hinab wurde immer länger, und der Luftvorrat schwand. Da, noch ein halber Meter und plötzlich ein

Donnerschlag im Kopf. Dann schnell ein Griff, und mit dem Beutestück nach oben getrudelt. Der Weg zur bläulichen Oberfläche schien unerreichbar fern. Als ich schließlich wieder herausschaute, japste ich und schwamm mühsam der jubelnden Hanna hinterher bis an den nächsten Felsen. Aus der Nase lief Blut, und wenn ich sie beim Atmen zuhielt, zischte die Luft aus dem linken Ohr. Beim Stehen drehte sich alles um mich herum, und ich torkelte, bis das Gleichgewicht zurückkehrte. Nachts musste ich auf der Seite liegen, damit vielleicht eingedrungenes Wasser herauslaufen könne, und ich durfte mit dem Kopf nicht unter Wasser gehen. Wochen später erklärte mir mein Hausarzt in Stuttgart, da sei ein Riss im Trommelfell gewesen, aber er sei bestens verheilt. Danach habe ich nie mehr getaucht, aber ich weiß heute, dass man beim Tauchgang für den Druckausgleich schlucken muss.

Die Insel bot genügend Raum für Entdeckungen. So machten wir drei Männer uns eines Morgens auf und stiegen den steilen Hang hinter unserm Haus hinauf, um über die Höhe auf die andere Seite der Insel zu gelangen, ohne allerdings über die Topografie orientiert zu sein. So kam es, dass wir uns in Macchia verhakten, durch Weinberge kriechen und über Weinbergmauern hinunter springen mussten. Schließlich entdeckten wir einen kleinen Stollen, der blind endete, in dem wir kleine Kristallbildungen entdeckten, die wir aber mangels Werkzeugen nicht herauslösen konnten. Auf der Insel wurde damals noch Pyrit abgebaut, und vielleicht war dies hier ein Stollenanfang, der nicht weiter verfolgt worden war. Ein andermal sollte ich doch noch zu einem echten Pyrit-Quader kommen. Im Castello gab es einen Keller, in dem der Inselwein ausgeschenkt wurde. Deshalb bestiegen wir an einem Abend zu fünft das Inseltaxi und ließen uns hinauf chauffieren. Dort saßen wir zusammen mit Gigliesen in der Runde, und dank Susannes Italienisch-Kenntnissen konnten wir uns verständigen. Als wir auch auf Pyrit zu sprechen kamen, stand einer auf und holte von zu Hause einen Pyrit-Kristall und gab ihn mir. Am nächsten Tag konnte ich mich mit einer Zeichnung revanchieren.

Professore Pampiglione besaß auch eine kleine Hütte, das „Battino“ genannt, in wildem Gelände gelegen und von Weinbergen umgeben. Es lag oberhalb der Badebucht „Arenella“ und nur über Trampelpfade erreichbar. Es war in Einzelteilen auf Muli-Rücken hierher transportiert worden und wurde auf Pfählen errichtet. Im Innern befanden sich zwei mit Segeltuch bespannte



Feldbetten, ein Tisch mit Stühlen und eine Anrichte, wo man mit Gasflaschen etwas kochen konnte. Zum Waschen gab es ein Wasserbecken vor der Hütte, in welchem manchmal schwarze Nattern auftauchten, die zwischen den Einfassungssteinen Unterschlupf fanden. Trinkwasser gab es an einer winzigen Quelle ein paar Meter durch Gesträuch entfernt. Man konnte einen Topf hin stellen und ihn sich füllen lassen. Hier durfte ich drei Tage wohnen und die Gegend erkunden.

Zum Ende des Italienaufenthalts hin verbrachte ich noch ein paar Tage in Florenz, wo ich an der Piazza San Marco eine schön in einem Garten gelegene Jugendherberge fand. Hier war die Endstation der Linie 21, von wo regelmäßig der Bus ins Stadtzentrum ging. Von hier aus unternahm ich auch einen Gang hinauf nach Fiesole, auf dem ich unterwegs versuchte zu zeichnen. Damals war es noch einfach, ohne Warteschlange, in die Uffizien zu kommen. Bei diesem Aufenthalt hatte ich die ersten Begegnungen mit dem ‚David‘ und den ‚Sklaven‘ und dem Torso eines ‚Flussgottes‘ in getrocknetem Ton von Michelangelo in der Galerie der Akademie. Auch war ich im Archäologischen Museum mit seinen etruskischen Sammlungen und natürlich im Dom mit Baptisterium. In einem Florenzfürer auf Deutsch waren die Gemälde der Uffizien beschrieben, darunter auch ‚Das Haupt der Medusa‘ von Caravaggio. Im Italienischen heißt die Qualle ‚Medusa‘. Folgerichtig stand unter der Abbildung ‚Caravaggio, Die Qualle‘.

Nach vier Wochen war ich wieder zu Hause in Stuttgart. Dort schließlich fand ich in meiner Hütte einen Brief von Peter Bake vor, der mir mitteilte, wie er nach unserer Trennung in der Schweiz von einem deutschen Arzt im VW-Bus bis nach Rom mitgenommen worden war.

## **Werkklasse – Klasse Baum – TBC – OP (1960 bis 1962)**

Inzwischen widmeten wir uns in unserer Hütte wieder unseren Studien und versuchten mit Tonerden, die wir im Garten fanden, zu arbeiten. Aber der Versuch misslang. Eine der Studien-Aufgaben war ‚Musikinstrumente erfinden und bauen‘. Da war natürlich die Okarina in allen Größen und Variationen der Renner. Schwieriger war es, aus Bambusrohr Klarinetten herzustellen. Mir gelang es, ein tönernes Horn zu bauen, das aus fünf immer gegenläufig ineinander gesteckten und miteinander verbundenen Töpfen besteht und einen warmen Hornklang erzeugt. Aus einem hohlen Zwetschgenstamm schnitzte ich eine Holztrommel mit unterschiedlich hellem Klang, der durch verschieden dicke Phasen der Hülle erzeugt wurde. Diese Trommel ist längst zerbrochen, den Klöppel dazu gibt es noch heute bei Atelier-Kursen als gesuchte Modellierkeule zum Austreiben von Rundungen.

Es war die Zeit, in der ich mich total verknallt hatte. Ich kam eines Tages zur Haltestelle an der Akademie, als ich dort eine auffallend elegante junge Frau mit üppigem schwarzem Haar antraf. Ich fühlte mich sofort von ihr in den Bann gezogen und begleitete sie bis zu ihrem Haus. Sie zeigte mir einmal das Foto Ihrer Mutter, einer Japanerin. Wenn wir in unserer Hütte feierten, konnte es nicht ausbleiben, dass sie uns besuchte und mit feierte, sie war eine gute Tänzerin, ich hingegen ein Hüpfen, der das Unvermögen mit Kraft versuchte wettzumachen. An einem Winterabend begleitete ich sie nach Hause, unterwegs eng umschlungen einander küssend im tiefen Schnee. Wir setzten das Spiel in ihrem Zimmer fort, bis ich spät nach Hause fuhr. Ich besuchte sie so oft wie möglich in der Batikabteilung der Textilklassse und meinte, mit ihr eng befreundet zu sein, bis sie mir beiläufig erzählte, dass ihrem Zimmer gegenüber bei ihr zur Untermiete ein junger Ingenieurstudent aus München wohne – Eishockeyspieler und sehr sportlich. Als ich merkte, wie freundschaftlich sie ihm verbunden war,

wurde ich hochgradig eifersüchtig – so sehr – dass ich aus der Stadt heraus fuhr, um in der Einsamkeit meinen Frust los zu werden. Damit musste ich das Kapitel beenden.

Aber es drängte sich immer wieder in meine Gedanken hinein, auch noch dann, als andere Mädchen die Aufmerksamkeit auf sich zogen, wie die hübsche Catharina oder Sigrid Glöggler. Auch zu Hanna Rebmann – obgleich zehn Jahre älter als ich – suchte ich Kontakt. Ich rief sie einmal von einer Telefonzelle aus an, um sie am Nachmittag zu besuchen. Sie hatte eine sehr attraktive sportliche Figur und empfing mich bereitwillig zum Stelldichein. Aber unsere Beziehung endete bald wieder. Zwei Tage später suchte mich ein Polizist auf und konfrontierte mich mit meiner Briefftasche, ob dies meine wäre. Man habe sie bei einer Dame gefunden, die des Beischlafdiebstahls bezichtigt wurde, aber behauptete, sie habe sie in einer Telefonzelle gefunden. Da konnte ich die Dame entlasten, denn ich hatte die Briefftasche mit den Telefonnummern in der Eile liegen gelassen, nachdem ich die Rufnummer von Hanna gefunden hatte.

Gegen Ende des 2. Semesters in der Werkklasse war die Werkprüfung als Vordiplom fällig, in dessen praktischem Teil ich mit Erfolg das Tonhorn vorführen konnte. Das Tonmaterial hatte ich bereits bei filigranen und Volumen haltigen Arbeiten benutzt. Schon in der Grundlehre hatte Gollwitzer mir empfohlen, einmal Ton in der Keramik-Abteilung zu holen, um einen Torso hohl aufzubauen. Nach der Prüfung stellte sich die Frage, in welche Fachklasse ich gehen würde. Meine bisherigen Erfahrungen deuteten auf Bildhauerei. Es gab die Lehrer Baum, Daudert – für die Kunsterzieher – und Heim. Von Otto Baum hatte ich in der Staatsgalerie vier Holzskulpturen gesehen, die mich begeisterten. Weil ich ihm gegenüber andeutete, auf den Schuldienst zu verzichten und Bildhauer werden zu wollen, nahm er mich in seine Klasse auf. Ich würde zwar das Kunsterzieherstudium beenden und das Staatsexamen ablegen, hätte danach aber keine Lust zum Studium eines Beifachs, sei es nun Englisch oder Geschichte.

Im Sommersemester begann ich mit meinen ersten Übungen, die bei Baum ganz an der Natur orientiert waren, - ein Bein, ein Arm, ein männlicher Torso, immer über einem Gerüst durch Antragen voll modelliert. Das männliche Modell, das uns zur Verfügung stand, war ein magerer Mann mit zum Buckel neigender Schulter. Bei der Arbeit musste man mehrfach das Anatomiebuch zu Rate ziehen. Das Modell, ‚Nitsche‘, genannt war eine skurrile Person mit dem Drang sich zu

bilden. So hatte der klapprige Mensch beim Modellstehen oft ein Buch in der Hand und zitierte mit seinen Worten in Hamburger Tonfall einen Text von Artur Schopenhauer „Also dat mut man sich so vorstelln, doa woar auf deer Erde reine nix, bloß Schlamm, und dann koom dat Wundeer der Natur: der Mensch!!“ Manchmal hatte er ein FKK-Heft und sagte „Doa düeften nich reingucken, dat kostet fuffzich Pennich“. Einmal kam er ins Atelier mit einer großen Plastiktüte und wollte mit einer Kerze den Warmluft-Auftrieb demonstrieren. Anschließend stellte er sich auf einen Steinklotz aus den Kriegs-Trümmern für die Steinbildhauer und sprang herunter, um zu demonstrieren, wie man beim Fallschirmsprung die Füße abrollt. Dabei verstauchte er sich einen Fuß und bekam dabei die Gelegenheit, immer wieder lange die Binde abzuwickeln und den Fuß neu zu bandagieren. Also er war sehr unterhaltsam.

Den dann folgenden weiblichen Torso habe ich mit Gips abgeformt, um ihn in Beton zu realisieren. Es wurde ein monumentales Stück, das mir letzten Endes zu unförmig erschien. Dennoch konnte ich damit einen kleinen Erfolg verzeichnen. Ein Dekorateur wollte ihn in einem Schaufensterwettbewerb zeigen. Er stand also vier Wochen lang in einem Stuttgarter Schaufenster, aber die versprochenen 40 DM habe ich nie bekommen.

Das Leben in der Bildhauerklasse war locker. Die Mitstudenten meditierten ihre in Ton entstehenden Skulpturen, setzten hier und da mal ein Tonklümpchen an und schmauchten ganz nach dem Vorbild des Meisters ihre Pfeife. Ich hatte den Eindruck, dass ich etwas straffer arbeiten müsse, weil ich auf das Kunsterzieher-Examen hinzielte. Otto Baum kam morgens in die Klasse, ehe er in seinem Atelier verschwand, und verabschiedete sich am Abend. Er gab sich kollegial und spendierte, als er eine größere Skulptur verkaufte, eine Summe, damit wir ein festliches Essen veranstalten konnten. Irgendwann kam auch einmal Jean Arp auf Besuch zu Otto Baum, der uns ihm vorstellte. Baums Vorlieben unter den Bildhauern waren Arp und Brancusi, deren formale Programme er teilte.

